Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 17

Artikel: Der blaue Diamant [Fortsetzung]
Autor: Kürenberg, Joachim von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-754039

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Joachim von Kürenberg

Der blaue Diamant

DIE GESCHICHTE EINES STEINES

3. Fortsetzung.

Copyright by Orell Füßli Verlag, Zürich, 1938

Fast siebzig Jahre alt ist jetzt Eliason; noch immer wartet er auf die außergewöhnliche Gelegenheit, diesen größten der drei blauen Diamanten an den richtigen Käufer mit hohem Gewinn loszuschlagen, ohne dabei etwas befürchten zu müssen. In einem Brief an den jüngeren Pirelli nennt er stolz diesen Diamanten «den größten und einzig blauen, den es im gesamten Welthandel gibt», nunmehr ein tiefstrahlendes, klares Herz, nicht mehr wie zuvor von schieferblauen Schatten verdunkelt, die einst den dreieckigen, flachen Stein des Tavernier beeinträchtigt hatten.

Dieses zuversichtliche Warten soll Eliason auch die Belohnung bringen. Im Mai 1830 trifft nämlich in Paris der fünfundzwanzigjährige Herzog Karl Friedrich August von Braunschweig ein, einer der reichsten Fürsten seiner Zeit, der Chef der in Braunschweig herrschenden älteren Welfenlinie, von der ein jüngerer Zweig den englischen Thron innehat.

Schon bei der Geburt dieses Herzogs Karl hatten sich einige Außergewöhnlichkeiten ereignet, die den Braunschweigern bedeuten mußten, daß es einmal mit diesem Fürsten noch besondere Bewandtnis haben werde. So war beim Böllerschießen anläßlich der Geburt des Prinzen plötzlich der Kopf eines Kanoniers durch die Luft geflogen, wofür niemand eine Erklärung finden konnte, da weder ein Rohr geborsten, noch sonst ein Anhalt für diesen merkwürdigen Vorgang festzustellen war.

Da der kleine Karl früh seine Eltern verloren hatte, so war von seinem Onkel, dem als Wüstling bekannten König Georg IV. von Großbritannien, die Vormundschaft beansprucht worden, die er aus Faulheit — zum Glück des Kindes — dem hannoverschen Minister Graf Münster überlassen hatte.

Dieser streng, wenn auch etwas engherzig denkende Mann war nicht gewillt, die frühzeitig auftretenden Verrücktheiten des jungen Herzogs hinzunehmen, im Gegenteil bestrebt, ihn nach jeder Richtung hin auf Pflichterfüllung zu beschränken, in diesem Falle die Erledigung der Schularbeiten durchzusetzen.

Frühzeitig zum Hochmut neigend, war in dem Schüler bald Haß und Verachtung gegen den gewissenhaften Lehrer erwacht, den er als Sechzehnjähriger forderte, um dann, als der Graf das Duell lächelnd abgelehnt hatte, dessen Bild im Park mit Pistolenschüssen zu durchlöchern.

Damals lebte ein Schreiber namens Bitter in Braunschweig, der diesen Graf Münster so gut im Benehmen, Gehen und Sprechen nachahmen und karikieren konnte, daß er sich dadurch schnell die Gunst des jungen Herzogs errang. Dementsprechend schnell war auch sein Aufstieg zum Kriegskommissär, Rat, Minister und Präsidenten unter Verleihung des Adels: Baron von Andlau.

Dieser Bitter, der seinen jungen Herzog recht gut kennt, ist es auch, der nach der Großjährigkeitserklärung seinen Herrn zuerst auf die irdischen Genüsse von Paris aufmerksam und begehrlich macht, so daß der junge Herrscher eiligst alle Koffer packen läßt.

Der Aufwand, den er hier in Paris treibt, setzt die ganze Stadt in wachsendes Erstaunen. Schon am Vormittag beginnt bei ihm der Tag mit Tanz und Wein, und zwar um Abwechslung zu haben, einmal auf einer entlegenen Seineinsel oder in der Menagerie des Bois de Boulogne zwischen Dromedaren und Seehunden, dann wieder im Forst von Fontainebleau, wo Männlein und Weiblein so erscheinen, wie es der Herzog befiehlt oder, was dasselbe ist, so wie sie der liebe Gott erschaffen hat.

Auf diese Art vergehen die Tage auch mit Jagd, Angeln, Bootsfahrten und Ritten ausgedehnt, bis zum Abend, bis zum Beginn des Theaters, das der Herzog Nacht für Nacht, wiederum unter Aufbieten allen Pompes besucht. So läßt er sich dorthin in gläserner Karosse fahren mit Vorreitern, schwarzgoldenen Totenkopfhusaren, Pagen in weißem Samt mit Silberstickerei, ungezählten Lakaien in Blau und Gold, den braunschweigerischen Farben, überdies begleitet von einem Troß Mohrenknaben mit Turbanen, so groß wie Bienenkörbe.

Er selbst trägt bei diesen Theaterbesuchen die Uniform eines braunschweigischen Feldmarschalls, aber nicht etwa die schlichte wie sein Ohm, der als preußischer Generalfeldmarschall bei Auerstädt das Augenlicht verlor, vielmehr ein Phantasiekostüm von unerhörter Kostbarkeit, dessen berühmt gewordene Epauletten mit fingerdicken Schnüren aus goldgelben Diamanten allein den Wert von einer Million darstellen.

Wegen dieser fast krankhaften Vorliebe für Diamanten, die er, wenn sie ihm gefallen, zu jedem Preis aufkauft, nennt man ihn allgemein den «Diamanten-Herzog».

Wie eine Spinne aus sicherer Ecke ihr Opfer beobachtet, um im entscheidenden Augenblick zur Stelle zu sein, so auch Eliason in London, der durch tägliche Berichte genau weiß, was sich im Palais des Herzogs an der Rue de Rivoli abspielt, welche Wünsche er hat und welche Stimmungen ihn gerade beherrschen.

Besonderen Einfluß hat in diesem Pariser Juni 1830 der neu eingestellte Stallmeister Alloard, ein Gascogner, an den sich Eliason vorsichtig wendet, um zunächst die Willfährigkeit dieses Mannes festzustellen. Da der Händler weiß, daß der Herzog Karl vor kurzem erst den berühmten «Agra-Diamanten» gekauft hat, so erbittet er sich über Alloard, den er inzwischen durch eine stattliche Summe bestochen hat, die Erlaubnis aus, diesen «Agra-Diamanten» besehen zu dürfen.

Stolz darauf, daß ein Juwelenhändler eigens aus London über den Kanal kommen will, um sich einen seiner Steine anzusehen, gibt der Herzog bereitwilligst die Erlaubnis. Dieser «Agra-Diamant» ist rosafarbig mit einem etwas wässerigen Schimmer, der einst dem Mongolenherrscher Timur gehört haben soll, jedenfalls mit Bestimmtheit einmal im Besitze von Timurs Nachkommen Babar, des Großmoguls von Delhi gewesen ist. Da Babar diesen «Timur-Diamanten», wie er auch genannt wurde, 1526 in der Schlacht von Agra als Talisman getragen hatte, so war diese Bezeichnung schließlich dem Stein geblieben.

Als Eliason beim Herzog vorgelassen wird und berechnenderweise seine Bewunderung für den Rosa-Diamanten ausdrückt, benutzt er natürlich diese Gelegenheit, durchblicken zu lassen, daß er das wunderbare Gegenstück in Blau zu diesem Rosa-Diamanten besitze.

Es bedarf nur eines Blickes und schon ist die Begierde des Diamanten-Herzogs erwacht, auch diesen blauen Stein zu erwerben.

Eliason ist klug und reist unter Vorgabe, einen Geschäftsfreund in Orléans besuchen zu müssen, auf einige Tage von Paris fort, was nur die Begierde des Herzogs steigern kann, den Blauen Diamanten zu erwerben.

Auf die Frage nach dem Preis fordert Eliason 30 000 englische Pfund, die ihm, ohne auch nur den Versuch des Handelns zu machen, sofort bewilligt werden. Bei Uebergabe dieser Summe sehen sich Juwelier und Stallmeister mit jenem stummen Lächeln des gegenseitigen Verstehens an, das, wie bei den Auguren, nicht ahnen läßt, welche wahren Gefühle sie bewegen.

Am 24. Juli 1830 ist dieser Kauf zwischen Alloard und Eliason abgeschlossen. Drei Tage danach bricht die Juli-Revolution in Paris aus: Karl X. wird gestürzt und Karl von Braunschweig genötigt, das vom Pöbel beherrschte Paris noch in der Nacht, und zwar verkleidet, zu verlassen. Dienerschaft und Wagen, auch seine Diamanten-Sammlung, wie die Banknoten, läßt er notgedrungen zurück bis auf einige tausend Louisdors und die beiden Steine, den Blauen und Rosa-Diamanten, die er in einem Semmel versteckt, als Wandergeselle durch die Porte St-Martin mitnimmt, um die Richtung auf die belgische Grenze einzuschlagen.

«Die Stumme von Portici».

Der sonst so verwöhnte junge Herzog muß nun nach dem Verlassen von Paris statt in einer sechsspännigen Glaskutsche zu fahren und in den vornehmsten Gasthöfen abzusteigen, bei glühender Hitze auf der Landstraße wandern und zufrieden sein, wenn er auf dem Dachboden von Spelunken ein Strohlager findet.

In Maubeuge macht er in einer Schenke «Au Maréchal Turenne» die Bekanntschaft eines älteren Fuhrmanns, der den wandernden Herzog für Geld und gute Worte auf seinem Wagen mit bis zur Grenze nimmt.

Hier ist strenge Kontrolle, denn die niederländische Regierung verspürt wenig Lust, die Pariser Revolution auf ihr Gebiet übergreifen zu lassen. So wird jeder Durchreisende auf seine Papiere hin eingehend geprüft, besonders Ausländer, da man unter ihnen Aufwiegler aus Paris oder internationale Anarchisten vermutet, die das stille Holland in Konflikte verwickeln könnten.

In beredten Worten schildert der Fuhrmann den Beamten das große Unglück, das er mit seinem Bruder habe, den er nicht für einen Augenblick verlassen könne, weil dieser in seiner Schwermut sich sofort das Leben nehmen würde. Die Zöllner müssen zugeben, daß dieser auf dem Wagen mitgeführte Mann tatsächlich einen trostlosen Eindruck macht und ganz irrsinnig die Augen verdreht, so daß sie froh sind, den unbequemen Passanten wieder los zu werden. In Wirklichkeit ist der «Schwermütige» noch vom «Maréchal Turenne» her total betrunken, ein Zustand, der ihm auf diese Weise zugute kommt.

Erst in Gent trennt sich der Herzog von seinem Begleiter und reist dann allein weiter nach Brüssel, wo er im «Lion d'or» die überraschende Nachricht aus Paris vorfindet, daß die Revolution bereits zu Ende sei und Louis Philippe von Orléans mit seinem Regenschirm als «Bürgerkönig» den Thron bestiegen habe.

Sogleich gibt der Herzog an seine Leute in Paris Anweisung, mit Troß und Wagen nach Brüssel zu folgen, wo er einige Wochen in Saus und Braus zu verbringen gedenkt. Ihn kümmert es wenig, daß Briefe aus Braunschweig und England ihm dringend raten, in seine Residenz nach Braunschweig zurückzukehren und auf den Fürsten Metternich zu achten, der bestrebt sei, den Bruder Wilhelm von Braunschweig mit der Regentschaft zu betrauen. Aber Herzog Karl lacht nur über diese «Gespenstermacherei» und schlägt selbst die Warnungen des getreuen Bitter in den Wind, weil er aus eigener Erfahrung festzustellen vermeint, daß die Revolutionsgefahr endgültig eingeschlafen ist.

Wieder im Besitze seiner Uniformen, Wagen, Pferde und Lakaien setzt er das tolle Leben fort, was um so mehr auffällt, als man in Brüssel noch weniger an solche Pracht und Verschwendung gewöhnt ist wie in Paris.

Auch in Brüssel besucht der Herzog öfters Oper und Komödie, besonders das Théâtre Royal, in dem man am 25. August 1830 zum erstenmal Aubers Oper «Die Stumme von Portici» gibt.

Für diese Première hat der Herzog eine Loge gemietet, die auf seine Anordnung ganz mit blauem Damast und Goldstickereien ausgeschlagen und an der Brüstung mit dem herabhängenden braunschweigischen Wappen geziert ist. Schon beim Betreten dieser Loge fällt der Begleitung des Herzogs die große Unruhe im Parkett auf; stehend an ihren Plätzen reden die Leute erregt aufeinander ein, bis erst die Verdunkelung des Zuschauerraumes sie auf die Sitze zwingt.

Gleich nach der Ouvertüre nimmt der Auftritt der Fenella das Publikum in Anspruch; sie ist die weibliche Hauptgestalt der Oper, aber nicht wie sonst mit einer Primadonnenrolle und kunstvollen Koloraturen bedacht, sondern nur mit mimischen Szenen, da Fenella stumm ist.

Die Eingeweihten wissen, wie Auber und Scribe auf diesen absonderlichen Gedanken gekommen waren, die Hauptrolle in dieser Oper mit einer nicht singenden Künstlerin zu besetzen; sie hatten im Pariser «Odéon» die Tänzerin Bigottini in «Nina» und «Les deux mots» gesehen und ihre Mimik so ergreifend gefunden, daß sie in ihren neuen Librettos für diese Bigottini eine besondere Rolle schaffen wollten.

Auch der Darstellerin der Fenella in Brüssel gelingt es, eine tiefe Wirkung durch ihr stummes Spiel auf die Zuschauer auszuüben, zumal die Handlung der Oper Vorgänge wiedergibt, die den Belgiern nur zu gut bekannt sind, weil sie diese täglich erleben und hinnehmen müssen. Als auf der Bühne der Held der Oper Masaniello den Chor auffordert, die Heimat von den Tyrannen zu befreien, da ruft dies bei dem Publikum begeisterte Zustimmung hervor, die sich zu einem Jubelsturm steigert, als Masaniello und Pietro die groß angelegte dramatische Hymne anstimmen:

«Das teure Vaterland zu retten
Sind wir bereit mit Kraft und Mut,
Ja, wir zerreißen seine Ketten
und opfern freudig unser Blut!»

Der Orkan des Beifalls wächst zum Tumult; man verlangt so lange die Wiederholung, bis es das Publikum im Ohre hat und nun mitsingen kann. So wird die Hymne zum Generalmarsch der belgischen Revolution.

Aus dem Theater wälzt sich die schreiend singende Menge durch die Straßen. Von allen Seiten erhält sie Zustrom durch erregte Menschen, die begeistert vom Rhythmus der Melodie einfallen, begleitet von dem dumpfen Klang der Alarm schlagenden Trommeln. Zum Palast der holländischen Justizbehörden wälzt sich das Volk; bald loht Feuer hinter den Fenstern auf und schon steht der ganze Block in hellen Flammen; das gleiche Schicksal erleidet in derselben Nacht die Staatsdruckerei und die Polizeipräfektur.

Barrikaden wachsen in der Dunkelheit aus der Erde, auf denen die neue Fahne des befreiten Belgiens als Wahrzeichen der nationalen Erhebung und des Abfalls «von holländischer Tyrannei» unter tosendem Jubel entfaltet wird.

Wohl keine Opernmelodie hat je so starke Folgen nach sich gezogen wie diese Hymne aus der «Stummen von Portici». In der Kulturgeschichte dürfte nur noch ein ähnliches Gegenbeispiel zu finden sein: in dem Buch «Onkel Toms Hütte» der Harriet Beecher-Stowe, das gegen den Sklavenhandel gerichtet ist. Es erschien etwas später, hatte aber eine ähnlich starke Wirkung und rief schließlich sogar einen Krieg, den Sezessionskrieg, hervor.

Verkleidet und auf Umwegen gelingt es dem Herzog Karl von Braunschweig die Stadt zu verlassen, in der er innerhalb weniger Tage die zweite Revolution erlebt, um kurz danach noch eine dritte mitzumachen, und zwar in seiner eigenen Residenz.

In Braunschweig nämlich ist bereits am 3. September 1829 «Die Stumme von Portici» mit der gleichen Wirkung wie in Brüssel aufgeführt worden. Der Herzog ahnt davon nichts; er kann es auch nicht wissen, denn der Bericht seines Vertrauten, des Barons v. Andlau, über die Unruhen in Braunschweig ist von den Revolutionären abgefangen worden.

Nur von seinem Stallmeister Alloard begleitet, gelangt der Herzog gegen Morgen auf die Straße nach Lüttich. Fünf Tage werden sie brauchen, um Braunschweig zu erreichen.

Da der Herzog Brille und einen angeklebten Bart trägt, so erkennt ihn niemand beim Eintreffen in seiner Residenz, nicht einmal die Schloßwache, die ihn für den Sekretär des Stallmeisters hält.

In der Zwischenzeit ist die Unruhe in Braunschweig weiter gestiegen; in den Kneipen schimpft man offen bei «Mumme» und Schnaps auf den verschwenderischen «Diamanten-Herzog» oder den «Reise-Karl», der das Volk zu unerhörten Steuern zwinge, um mit diesen Geldern seine wahnsinnigen Ausgaben zu bestreiten; nur an sich denke dieser schlechte Landesvater, niemals aber an seine Untertanen, die nicht mehr wüßten, wie sie ihren Hunger stillen sollen.

Um die Not seines Volkes kümmert sich der Herzog auch wirklich wenig; seine Gedanken sind weiterhin nur bei Vergnügungen, Spiel, Weibern und Pferden, bei Ballett und Oper.

Bei der ersten Vorstellung im Hoftheater, die er besucht, bereiten ihm seine Braunschweiger einen wenig freundlichen Empfang: sie scharren mit den Füßen. Er dankt höflich mit einer Handbewegung, als ob es sich hier um Göttinger Studenten handle, die auf diese Weise ihre Ehrerbietung zum Ausdruck bringen wollen.

Noch vor dem Finale der Oper betritt Bitter mit einer Stafettennachricht die Loge; sie meldet das Ableben des ehemaligen Vormunds und Onkels König Georgs IV. von England und die Thronbesteigung des Herzogs von Charence als Wilhelm IV.; gleichzeitig enthält sie die Einladung zu den bevorstehenden Krönungsfeierlichkeiten nach London.

Sofort verläßt der Herzog die Loge, mit ihm aber das Theater auch ein Teil des Publikums, das gern auf den Schluß der Darbietung verzichtet, um einmal dem verhaßten Herzog sein Mißfallen bezeugen zu können. Mit einem Hagel von Schimpfworten, sogar mit Steinwürfen wird er empfangen, vor denen er eiligst sich in seine vierspännige Kutsche flüchten muß. Im Galopp geht es zum Schloß, das gerade noch erreicht wird, um noch rechtzeitig die Gittertore vor der nachflutenden Menge zu verrammeln. Auf Befehl des Herzogs fährt Artillerie ratternd vor dem Schlosse auf, die Garde-Kavallerie wird alarmiert wie auch die Leibbataillone, die hinter dem Gitter aufmarschieren und Posten beziehen.

Um Schießen zu vermeiden, ersucht der kommandierende General v. Hertzberg die Menge, doch den Platz vor dem Schloß gutwillig zu räumen und lieber schlafen zu gehen. Aber nur ein unwilliges Murmeln antwortet

Das beste Verjüngungsmittel für die Haut

KAISER-BORAX

beim täglichen Gebrauch im Waschwasser

Leiden Sie an Rheuma?

Plagt Sie von Zeit zu Zeit Hexenschuß oder haben Sie Schmerzen im Kreuz? Dann versuchen Sie es mit „Enderma", der neuen radio-aktiven Unterwäsche, die von in- und ausländischen Autoritäten geprüft und begutachtet wurde.
„Enderma" bringt durch ihre wohltuende Wärme bei allen rheumatischen Leiden Linderung und wirkt gesundheitsfördernd und zugleich vorbeugend.

Enderma

radio-aktive Unterwäsche

Hersteller: Joh. Laib & Cie., Wirk- und Strickwarenfabrik / Amriswil

Frauen, welche an Nervenschwäche

Hystero-Neurasthenie, nervösen Herzbeschwerden, Begleiterscheinungen u. Folgen d. Klimakteriums, Ausflüssen, Nervenschmerzen u. Nervosität leiden, schicken das Wasser (Urin) u. Krankheitsbeschreibung an das **Medizin- und Naturheilinstitut Niederurnen** (Ziegelbrücke). Gegründet 1903.
Institutsarzt: Dr. J. Fuchs.

„Rivasan"-Blutreinigungselixier

garantiert reiner Extrakt aus Wurzeln, Beeren und Kräutern, begünstigt den Heilungsprozeß!

Machen Sie eine Kur!

Wir raten Ihnen aus Erfahrung.
Preis pro Flasche Fr. 3.50, große Flasche Fr. 6.—, erhältlich in den Apotheken oder durch die
„Rivasan"-Apotheke zum Kreuz, Olten.

ihm, auch einige Zurufe, der Herzog solle die bestimmte Zusicherung abgeben, die Stadt nicht zu verlassen.

«Persönliche Beschränkung dulde ich nicht; am wenigsten von meinem eigenen Volke!» erklärt der Herzog wütend und gibt damit dem General den Befehl, augenblicklich den Schloßplatz mit der Waffe zu räumen. Fluchtartig zieht sich im Kartätschenfeuer die Menge zurück.

In der Nacht gelingt es einigen Verwegenen trotz aller Bewachung, sich bis an die Schloßmauer zu schleichen und hier ein Plakat anzubringen:

«Nicht schon wieder verreisen! —
Im Lande bleiben! —
Sich des armen Volkes erbarmen! —
Alle schlechten Kerle fortschicken!»

Aber auch diese guten Lehren sieht der Herzog nur als «unverschämte Einmischung» in seine Regierungsgeschäfte an; er besteht unter allen Umständen darauf, sofort nach London abzureisen. Das soll ihm, der einem anderen die Krone aufsetzen will, die eigene kosten!

Doch so einfach ist die Durchführung dieser Absicht nicht. Vor dem Schloß hat sich wieder viel Volk gesammelt, das eine drohende Haltung einnimmt und entschlossen ist, die Abreise nötigenfalls mit Gewalt zu verhindern.

Sechzehn Wagen, von Husaren eskortiert, lassen sie durch, denn der, den sie suchen, ist nicht darin. Vergeblich wartet die Menge weiter auf den Herzog, aber vergebens, denn er ist bereits durch eine Mauerpforte der Gartenseite entwichen und hat draußen vor der Stadt die Wagen ungehindert erreicht. In sie ist alles gepackt, was der Herzog für den Aufenthalt und die Feierlichkeiten in London braucht wie Uniformen und den kostbaren Schmuck, die Diamantensammlung mit dem berühmten blauen Stein, auch zum Frühstück das Sèvres-Service und überdies einen Nachttopf aus massivem Gold.

Während der Herzog zufrieden feststellen kann, daß er seinen Willen durchgesetzt hat, steigen am nächtlichen Himmel Feuergarben auf: das Schloß in Braunschweig, die berühmte Residenz Heinrichs des Löwen, steht in Flammen; glühende Sparren stürzen in die haushohen Prunksäle hinab, splitternd von Aexten zerschlagen, fällt polternd das Wappen mit dem weißen Pferd auf das Pflaster herunter, wo schon in Scherben die kostbaren Kristallkronen und Malachitvasen, die Fetzen von flämischen Gobelins und die zerschnittene Leinwand unersetzlicher Gemälde einen Trümmerhaufen bilden. Der Pöbel hat ganze Arbeit getan.

Der Wind trägt dem Scheidenden als letzten Gruß Brandgeruch und Aschenreste zu, auch jene schmetternden Klänge aus der «Stummen von Portici», nach denen die «Bürgergarde» in den Schloßhof einmarschiert:

«Das teure Vaterland zu retten
Sind wir bereit mit Kraft und Mut!
Zerreißen herzogliche Ketten,
wenn es auch kostet Bürgerblut!»

«Der blaue Tropfen von Braunschweig.»

Keinesfalls ist Herzog Karl gewillt, einen solchen Abschied von Braunschweig als endgültigen hinzunehmen. Kaum sind darum die Krönungsfeierlichkeiten in London beendigt, so geht er auch schon daran, mit tollkühnen Plänen die Absichten Metternichs zu durchkreuzen.

Er reist zunächst an den ihm befreundeten Hof nach Gotha, wohin er seinen Bruder Wilhelm zur Meldung befohlen hat. Dieser kommt nicht, bittet vielmehr seinen Bruder umzukehren und nichts zu unternehmen, was gegen sein eigenes Land gerichtet sein könne; ein solches Wagnis würde nur die traurigsten Folgen für Karl selbst haben.

Aber das schreckt den Herzog nicht ab, seine einmal gefaßten Pläne in die Tat umzusetzen und die preußisch-braunschweigische Grenze bei Zorge zu überschreiten. In diesem ersten Dorf auf braunschweigischem Boden hält er eine lange Rede, auf die aber die armen Harzbewohner unter dem Eindruck, was sie alles von diesem «tollen Karl» gehört haben, nur mit dumpfem Schweigen antworten.

Doch diese Ablehnung in Zorge kann den Herzog noch nicht zur Aufgabe seiner Absichten veranlassen; er reist weiter nach Osterode, und zwar sicherheitshalber als Kutscher auf dem Bock, während sein Diener im Fond den Herzog spielen muß. Dieser aber spielt seine Rolle so ungeschickt, indem er sich dauernd in Verbeugung vor seinem angeblichen Kutscher überbietet, daß dieses qui pro quo recht leicht zu durchschauen ist.

Wie ein Lauffeuer verbreitet sich in Osterode die Nachricht von der Ankunft des «Diamantenherzogs», der zuerst von dem Feldgendarm erkannt worden ist. Dieser rät den Einwohnern zur Holzaxt zu greifen und den ungebetenen Gast wieder fortzujagen. Der Bürgermeister von Osterode geht sogar noch weiter und erklärt, «es wäre das beste, den ‚tollen Karl' einfach totzuschlagen!»

Da das Gasthaus, in dem der Herzog ein Unterkommen gefunden hat, bald von drohenden Menschen umstellt ist, so bleibt ihm gar nichts anderes übrig, als wieder einmal zu fliehen, und zwar aus dem Hinterzimmer seines Dieners, unter dessen Fenster sich glücklicherweise ein Sims entlang zieht. Auf diesem gelingt es dem Herzog bis zu einer Brandmauer zu kommen, auch hinüberzuklettern, wobei er aber unversehens in der Dunkelheit von einem Unbekannten einen Axthieb erhält, der ihn am Arme leicht verwundet.

Doch das darf ihn nicht aufhalten; halb zerfetzt, immer quer durch die dichten Wälder des Süd-Harzes, gelingt es dem Flüchtling, endlich Nordhausen und von dort aus das sichere Gotha zu erreichen, wo er alle seine Banknoten und Diamanten, darunter auch den «Blauen Tropfen von Braunschweig», wie nunmehr der Tavernier-Diamant heißt, zurückgelassen hat.

Während des Aufenthalts des Herzogs in Paris verspielt und verschleudert der in London zurückgebliebene Stallmeister Alloard in Gesellschaft seiner Maitressen das Geld des Herzogs und verkauft, als alle Banknoten ausgegeben sind, die wertvollen Zuchtpferde seines Herrn, schließlich auch dessen Diamanten, einschließlich des «Blauen Tropfens von Braunschweig».

Zu spät trifft der herbeigeeilte Baron von Andlau in London ein. Alloard hat sich bereits erschossen; von den Banknoten, Pferden und Diamanten ist nichts mehr zu retten!

Müde von allen diesen Aufregungen, Verlusten, Enttäuschungen und Ausweisungen, entschließt sich der Herzog Karl, in die Schweiz überzusiedeln, und zwar nach Genf.

Als er dort sein Testament machen will, beruft er die Stadtverordneten zu sich und teilt ihnen mit, daß er der Stadt Genf seine noch übrig gebliebenen Millionen vermachen wolle, wenn ihm diese nach erfolgtem Tode an der schönsten Stelle am See, am Quai de Mont-Blanc, ein großartiges Denkmal — genau nach seinen Entwürfen — setzen würde. Nach längerem Ueberlegen geht die Stadtverwaltung mit Zustimmung der Kantonsregierung darauf ein.

Dreißig Jahre nach dem Tode des Herzogs, als schon das pompöse Denkmal pflichtgemäß errichtet ist, wird von interessierter Seite das Testament angefochten. Es kommt zu endlosen Prozessen, die sich siebzig Jahre lang hinziehen, bis die Stadt Genf schließlich im Jahre 1936 durch Gerichtsurteil doch zur Alleinerbin des Herzogs Karl von Braunschweig erklärt und als solche bestätigt wird.

Der Advokat der Stadt Genf hat nach dem Sieg seiner Partei lächelnd die Erklärung abgegeben, daß dieser gute Ausgang des Prozesses wohl nur deshalb möglich gewesen sei, weil ein glückliches Geschick der Stadt Genf wohl das Anrecht auf das Vermögen des Herzogs schenkte, nicht aber auf jenen kostbaren Unglücksstein, der durch Verschwendung, Gier und Habsucht irgendwo in England verschwunden und so der Erbin zu ihrem Heile vorenthalten geblieben ist.

«Der Hope».

In der Klingstreet im Südwesten von London erhebt sich zwischen stillen Villen und nur wenigen Geschäftshäusern mit vornehm abweisenden Fassaden ein grauer langgestreckter Bau mit großen Fenstern und hohem Schindeldach, vor dem stets Möbelwagen halten, als ob hier täglich die Bewohner ein- und ausziehen würden.

Wer sich Gewißheit verschaffen will, was hier vorgeht, findet am Eingang kein: «ring the bell!» nicht einmal eine geschlossene Tür, denn diese steht tagsüber weit offen, so daß jedermann durch den auf korinthischen Säulen ruhenden Torbogen eintreten kann. Auf ihm steht in leicht geschwungenen Buchstaben eingemeißelt: «Christie & Co. Ltd.»

Eine breite Freitreppe führt in das Innere, an deren Seiten wahllos allerlei kostbare Möbel aufgestellt sind, die schon hier im Vestibül bezeugen, daß dieses weltberühmte Auktionshaus — vielleicht das erste der Welt — über wirklich seltene Stücke verfügt, die mit Geld und Glück ersteigert und erworben werden können.

An der Tür zum Hauptraum steht ein Clerk und gibt auf Befragen Auskunft, was heute zur Versteigerung kommt, nämlich «Juwelen aus verschiedenem Besitz». Jeder Eintretende wird von ihm genau gemustert, Händler, Kommissionäre, Sammler und bekannte Käufer werden begrüßt; sie haben ihre Stammplätze an einem ovalen, grün gedeckten Tisch, hinter dem sich unmittelbar das hohe Pult des Auktionators erhebt.

Die Petroleumlampen hängen an Ketten über dem Tisch und werfen gelbes, langweiliges Licht auf den grünen Stoff, die Kataloge, bereitgelegte Bleistifte, Blocks, Aschenschalen und Feuerzeuge, auf die Armsessel, in die sich bereits die ersten Besucher niedergelassen haben.

Zu ihnen gehört auch Levis Weil, der gerade tief über ein Blatt gebeugt, dies mit einem Augenglas zu studieren sucht; es ist ein Gutachten von Edwin William Streeter, das vor ihm liegt, eine gewichtige Expertise dieses in der Welt anerkannten Mannes, dessen Ruf als Edelsteingelehrter mit dem des berühmten Gemäldekenners Duveen auf einer Stufe steht.

Was Streeter in seiner Expertise zusammenfaßt, die übrigens Mister Weil die Kleinigkeit von 50 Pfd. St. gekostet hat — man will ja sicher gehen — besagt, daß der heute zur Versteigerung kommende blaue Diamant tatsächlich nach Farbe, Gestalt, Feuer und Qualität «Der Blaue Tropfen von Braunschweig» sei, der «Diamant der Kaiserin», auch «Brügger Diamant» genannt, der Stein Taverniers, allerdings auf 44½ Karat nach der Art des Fals in Amsterdam zurückgeschliffen, was der Gutachter dann eingehend begründet und mit Beweisen belegt.

Das für Weil Wichtigste aber bleibt doch die in diesem Gutachten eingesetzte Taxe des Diamanten in Höhe von 15 000 Pfd. St., die sich mit seiner eigenen Schätzung und auch mit seinem Vorschlag an den Zaren Nikolaus I. von Rußland deckt, der durch Weil für sich den Stein ersteigern lassen will. Schon auf der Weltausstellung 1851 in London hatte der Zar den «Blauen Tropfen von Braunschweig» gesehen und war schon damals so von ihm begeistert gewesen, daß er dem Herzog ein Angebot für diesen Diamanten gemacht hatte, was aber abgelehnt worden war.

Weil hat Erfahrung in solchen Ersteigerungen und darum auch das Vertrauen des Zaren, der ihm schon einmal seine Zufriedenheit bezeigt hatte, als Weil den berühmten Sancy-Diamanten erstehen konnte, der dann als Spitze in das russische Zepter genommen war.

Nikolaus I. liebt Edelsteine, besonders klare, helle, lupenreine Diamanten, die er, wie der Herzog von Braunschweig, sammelt, nur mit dem Unterschied, daß er viel wählerischer und mehr wissenschaftlich eingestellt ist, indem er auch die Geschichte seiner Steine zu erforschen sucht. Der Zar hat beispielsweise die Geschichte seines «Sancy-Diamanten» aufgezeichnet, den er bis auf Heinrich III. von Frankreich zurückführt.

Der vorsichtige Gutachter Streeter hatte sich damals beim Ankauf des «Sancy-Diamanten» durch den Zaren darauf beschränkt, diesen Stein «erstklassig» und «reinweiß» zu nennen, im Gegensatz zu dem jetzt vorliegenden umfangreichen Gutachten, in dem er nicht genug den «einmaligen», «wunderbaren», «unvergleichlichen», «wegen seines außergewöhnlichen Wertes fast unschätzbaren» Blauen Diamanten rühmen kann. Auf Grund dieser Expertise hat denn auch der Zar die Taxsumme von 15 000 Pfd. St. bei seinem Londoner Bankhaus hinterlegen lassen wie auch alle Vollmachten an Mister Weil gegeben, damit nun dieser für die Auktion bei Christie gerüstet ist.

Für Weil steht es außer Zweifel, daß der Zar zum «Sancy» nun auch den Blauen Diamanten bekommen wird, denn wer sollte ihm den Stein streitig machen, wer 15 000 Pfd. St. überbieten? Das ist ein Vermögen, das man nicht so leicht für ein Stückchen kristallisierten blauen Kohlenstaubes hergibt. Aber die sich inzwischen an den grünen Tisch gesetzt haben, sind bekannte Kommissionäre; niemand weiß, welche Aufträge und Summen sie in der Tasche haben. Ebensowenig kennt er die Absichten einiger reicher Herren der City, die als Edelsteinsammler bekannt sind und nun auch ihre Plätze einnehmen.

Ohne viel Interesse hervorzurufen, laufen die ersten Nummern des Kataloges ab; es sind goldene Armbänder, Broschen, Uhren, silberne Leuchter und Schalen, bis dann die Edelsteine an die Reihe kommen. Immer größer werden die Karate und Summen; endlich ist man bei «1142»! Das ist die gleiche Nummer wie die im Inventarverzeichnis des französischen Mobiliendepots in Paris. Ein seltsamer Zufall! Der Katalog von Christie über diese Auktion mit dem «Blauen Tropfen von Braunschweig» unter Nr. 1142 befindet sich noch heute im Archiv der Firma.

Ein älterer, hagerer Herr mit weißem Lockenkranz stellt das für sich fest; er kennt recht gut die Geschichte dieses Steines. Weit lehnt er sich in den Sessel zurück, während seine ausgestreckte Hand den goldenen Bleistift auf dem Blocke tanzen läßt. Kaum hört er die Stimme des Auktionators, denn seine Gedanken sind ganz wo anders, sind bei Marie-Antoinette und ihrem Bruder, dem Kaiser Leopold II., der einst für die fliehende Schwester fünf Millionen bei Bethmann in Frankfurt und bei Hope in London hinterlegt hatte. Das war damals gewesen! Ein zufriedenes Lächeln geht über seine Züge: War er nicht der Großsohn jenes Hope, der damals mit Kaisern und Königinnen Geschäfte gemacht hatte, woran sich nun auch unter ihm, dem Enkel, nichts geändert hatte. Selbst die Königin Viktoria und der Prince-Consort sind ja Kunden des Hauses Hope, auch der neue, erste König von Belgien, Leopold, der als guter Geschäftsmann weiß, warum er seine Geldangelegenheiten Sir Henry Thomas Hope anvertrauen kann.

Nummer «1142»! — Atemlose Stille! — Sir Henry sieht, wie der Auktionator einen Schlüssel hervorzieht, mit dem er eine gepanzerte Kassette öffnet. «1142!» wiederholt er, «es ist ein lichtblauer, reiner Diamant im Gewicht von 44½ Karat, bisher in herzoglichem Besitz. Näheres wie auch die Expertisen sind aus dem Katalog ersichtlich. Ich bitte um Angebote, gentlemen!»

Fast feierlich entnimmt Mister Merryfield den Diamanten dem Etui und legt ihn auf ein Tablett, das mit einem Stück gelben Samts belegt ist. «Oh!» sagen die ersten am Tisch, ganz in Bewunderung versunken, während die hinter ihnen die Hälse recken und sich auf die Fußspitzen stellen. Lupen werden hervorgezogen, während der Clerc von Sessel zu Sessel geht und den kostbaren Stein behutsam und feierlich herumträgt.

«Darf man?» fragt Mister Weil und nimmt ohne die Antwort abzuwarten, den «Blauen Tropfen» in die Hand. Auch Sir Henry tut das, jeder für sich fest entschlossen, den Stein zu ersteigern. (Fortsetzung folgt)